

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Vorbilder der deutschen Schauspielkunst**

**Höcker, Gustav**

**Glogau, [1899]**

XI. Daheim und auf der Reise

[urn:nbn:de:bsz:31-37810](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-37810)

machen, und die königliche Kapelle wurde mit dem Nationaltheater vereinigt. Das gesamte Theaterwesen mit allem Schauspiel- und Musikpersonal kam also unter einen Hut. Gewöhnlich ist es ein mehr durch seine hohe Stellung als durch sein Kunstverständnis imponierender Cavalier, der an die Spitze einer solchen komplizierten Körperschaft berufen wird. Der König aber wußte, daß er so ausgedehnte Vollmachten in keine besseren als Zifflands Hände legen konnte, welcher sich in allen Lagen bewährt hatte, und ernannte ihn zum Generaldirektor. Mit dieser neuen Stellung hatte Ziffland freilich eine ungeheure Arbeitslast auf sich genommen; dabei blieb er immer noch als Schauspieler thätig und machte sogar Gastspielreisen nach auswärts. Bewundernswert war seine Arbeitskraft, die dies alles bewältigte; aber die Überbürdung mit aufregenden Geschäften begann allmählich seine Gesundheit zu untergraben.



## XI.

## Daheim und auf der Reise.

Es hat noch keinen hervorragenden Mann gegeben, es hat noch niemand einen bedeutenden Wirkungskreis ausgefüllt, ohne daß er den Anfeindungen anderer entgangen wäre, sei es nun, daß seine Grundsätze und Pflichten im Widerspruche zu den Interessen und Ansichten anderer stehen, oder daß sich rein persönliche Gehässigkeit, Neid und Scheelsucht an ihm reiben.

Auch Ziffland fehlte es nicht an Gegnern, die ihm das Leben zu verbittern und ihm Verdrießlichkeiten aller Art zu bereiten suchten. Nicht selten, wenn er eben die Bühne betreten wollte, erhielt er anonyme Briefe, die von Vorwürfen, hämischen Beurteilungen und ähnlichen Liebenswürdigkeiten strotzten und keinen

andern Zweck hatten, als ihn in eine gallige Stimmung zu versetzen und ihm dadurch sein Spiel zu verderben. Wohl haben diese Nadelstiche ihm wehgethan und ihm manche Rolle erschwert; aber die hämische Absicht wurde nie erreicht, stets siegte die innere Kraft des großen Künstlers, und wenn er auf der Bühne stand und so wahr und launig seine Charaktere darstellte, ahnte niemand, was in seinem Gemüte vorging.

Nicht zu jenen versteckten, mit erbärmlichen Waffen kämpfenden Feinden, aber doch zu seinen Gegnern zählte auch ein sehr namhafter Dichter, dessen Freundschaft und Anerkennung Zffland gewiß zu würdigen gewußt hätte. Es war dies Ludwig Tieck. Gleich zu Anfang seiner Theaterleitung hatte Zffland das Lustspiel seines Freundes Beck: „Das Chamäleon“ zur Aufführung gebracht. Darin kommt ein Schriftsteller Namens Schulberg vor, welcher die erbärmlichen Erzeugnisse seiner Feder durch seine Anhänger in den Zeitungen verherrlichen läßt und dafür den elenden Machwerken dieser guten Freunde den gleichen Liebesdienst erweist. Man wollte hierin eine Satire gegen die „romantische Schule“ erkennen, und Tieck, der an der Spitze derselben stand, glaubte sich in der Figur des Schulberg persönlich angegriffen. Er verlangte, daß Zffland das Stück nicht wieder aufführen und alle, welche sich durch dasselbe verlegt glaubten, um Verzeihung bitten solle. Zffland versicherte den Dichter seiner Überzeugung, daß die im „Chamäleon“ geschilderten Verhältnisse weder auf Tieck noch auf einen seiner Freunde paßten, verwahrte sich aber auch gegen die Zumutung, ein Stück, worin irgend jemand sich getroffen fühlen könne, von der Aufführung auszuschließen. Doch blieben Tieck und seine Anhänger, mit Ausnahme Schlegels, Zfflands entschiedene Gegner. . . .

Aber alle Gegnerschaft hat seine Verdienste nicht zu verdunkeln vermocht. Die Periode seiner Berliner Theaterleitung war eine der reichsten an neuen theatralischen Ereignissen. Viele

der bedeutendsten Bühnendichtungen unserer Klassiker bestanden hier die Feuerprobe ihrer ersten Aufführung, oder sie gelangten durch eine musterhafte Darstellung erst zur rechten Geltung und Würdigung. Zu den letzteren gehörte auch Lessings „Nathan der Weise.“ Schröder in Hamburg hatte den Versuch der Aufführung nicht gewagt, weil er das Theaterpublikum noch nicht für reif genug hielt, den philosophischen Inhalt des Dramas zu würdigen, und dadurch die Bühnenvirkung gefährdet glaubte.

Der alte Döbbelin hatte schon im Jahre 1785 einen ziemlich mißglückten Versuch damit gemacht. Zffland erst war es vorbehalten, das Meisterwerk 1804 zu vollen Ehren zu bringen, nachdem Schiller zweckmäßige Abkürzungen daran vorgenommen hatte. Der Beifall, welchen die Dichtung fand, sprach sowohl für die vervollkommeneten Leistungen der Darstellungskunst, wie für die fortgeschrittene Bildung des Publikums. Den Nathan hatte Zffland selbst gespielt. Er gab ihn ohne jede Deklamation; unübertrefflich trug er die Parabel von den drei Ringen vor; die Erzählung seiner unglücklichen Lebensgeschichte entlockte jedem Auge Thränen.

Durch Zfflands fördernde Thätigkeit wurde auch manch jüngeres Dichtertalent von Berlin aus der Welt bekannt. So führte er Zacharias Werner, der große Hoffnungen erweckte, in die theatralische Wirklichkeit ein, indem er dessen Dramen: „Die Söhne des Thales“ und „Die Weihe der Kraft“ zur ersten Aufführung brachte. Das letztere Stück, dessen Held, Martin Luther, eine Lieblingsrolle Zfflands wurde, hatte eine mächtige Wirkung. Werner war eine geniale Natur; die seltene Gewalt seiner Sprache, sein tief eindringender Blick in das Menschenherz offenbarten sich am großartigsten in dem Nachstück: „Der 24. Februar,“ seinem berühmtesten dramatischen Gedichte, welches über die Flut der späteren Nachahmungen weit hervorragte. Aber er krankte an einer starken Neigung zum Übersinnlichen und

Mystischen, von welcher ihn Ziffand vergebens zu heilen suchte. So ging das große dichterische Talent der Bühne verloren. Anfangs ein eifriger Anhänger der Freimaurerei, trat Werner später in Rom zum katholischen Glauben und bald darauf zum Priesterstand über. Zur Zeit des Kongresses 1814 ging er nach Wien, wo seine Predigten großen Zulauf fanden.

Zu Werners Nachahmern gehörte auch Bürgers Nefte Adolf Müllner mit seiner kleinen Dichtung: „Der 29. Februar.“ Ziffand veranlaßte ihn, ein größeres Stück zu schreiben. So entstand das Trauerspiel: „Die Schuld,“ welches nach der Auf- führung in Berlin über alle deutschen Bühnen ging und das Vorbild einer besonderen Dramengattung, der „Schicksalstragö- die,“ wurde.

Von Theodor Körner brachte Ziffand die Trauerspiele „Briny“ und „Rosamunde,“ sowie die kleinen Stücke heitern Genres in schneller Folge auf die Bühne.

Die in Aufschwung gekommenen historischen Schauspiele er- forderten ein sehr zahlreiches Personal. Daher mußten die untergeordneten Rollen meist durch Schauspieler besetzt werden, welchen der künstlerische Beruf für die Bühne fehlte, und in allen personenreichen Stücken passierten oft Ungehelichkeiten, welche das Gelächter des Publikums hervorriefen. Es war keine geringe Arbeit für Ziffand, solche Stümper einzuschulen. Er hielt diese Leute in strenger künstlerischer Zucht; des Morgens mußten sie sich mit ihren Rollen bei ihm einfänden, und dann nahm er einen nach dem andern vor.

Durch eine Respekt einflößende Vornehmheit, die zur rechten Zeit auch schneidende Schärfe annehmen konnte, wußte er die Disziplin aufrecht zu erhalten und dem gesamten Kunstinstitute eine würdige Haltung zu verleihen. Selbst bei groben Aus- schreitungen hielt er dieses vornehme Gleichgewicht aufrecht. Die berühmte Sängerin Schick beehrte einst ein neues Kostüm für

eine neue Rolle. Nachdem Zffland es ihr wiederholt in höflich bestimmter Weise verweigert hatte, vergaß sie sich in der Probe, wo dieser Streitgegenstand aufs neue zur Sprache kam, dermaßen, daß sie ihm ins Gesicht schlug. Ohne Aufsehen zu machen, nahm Zffland diese grobe Beleidigung hin. Am andern Tage erließ er zu den Theatergesetzen, welche von der Bestrafung der Insubordination handelten, einen Zusatz, worin er für Vergehungen der Damen eine ausnahmsweise schonende Beurteilung festsetzte, ganz im Sinne des spanischen Sprichworts: „Weiße Hände beleidigen nicht. . .“

Neben den schon früher genannten ersten Kräften des Schauspiels waren andere zu künstlerischer Vollkommenheit herangereift; neue hatten sich diesen zugesellt. Des verstorbenen Döbbelin Tochter, in jugendlichen Rollen einst gefeiert, gab humoristische Mütter mit Meisterschaft. Die Frau des Tenoristen Gunicke, spätere Händel-Schütz, eine Erscheinung von blendender Schönheit, riß durch ihr feuriges, begeistertes Spiel hin. Als Jungfrau von Orleans wußte sie den Ton der unschuldvollen Schwärmerci ebenso glücklich zu treffen, wie sie in anderen Rollen rührende Naivetät und bäuerische Unbeholfenheit zu verkörpern verstand. Im Mienen- und Gebärdenpiel war sie fast unerreichtbar. Später widmete sie sich ganz der mimisch-plastischen Darstellung und gründete hierauf eine besondere Kunstgattung, mit der sie auf Gastreisen großes Aufsehen erregte. — Zwei Jahre vor Zfflands Tode stellte sich ihm ein junges Mädchen vor, welches sich unter seiner Leitung der Bühne zu widmen wünschte. Die damals Siebzehnjährige hieß Auguste Düring; Zffland erkannte das seltene Talent und erzog in ihr der Bühne eine der größten Künstlerinnen, die später unter ihrem Frauenamen Crelinger berühmt wurde.

Das männliche Schauspielpersonal besaß in Beschorst einen vorzüglichen Darsteller des Hamlet und des Marquis Posa; in

feinen Lustspiele gab er Chevaliers mit vornehmer Liebenswürdigkeit. — Derbe Soldatengestalten wurden von Mattausch herzerquickend gespielt, im Ritterstück war er ganz besonders zu Hause. — Zu finstern, polternden, auch humoristischen Alten that sich Herdt hervor, dem auch eine treffliche Mimik zu Gebote stand. Leider memorierte er so schlecht, daß er den Souffleur fast keinen Augenblick entbehren konnte. Als er einst in der „Jungfrau von Orleans“ den Vater Thibaut gab, welcher gleich zu Beginn des Stückes die ersten Worte zu sprechen hat, bemerkte er zu seinem Schreck, daß kein Souffleur im Kasten war. Er blieb denn auch richtig stecken. „Verzeihen Sie,“ wandte er sich an das Publikum, indem er dicht an die Lampen trat und höflich das Varett abnahm, „der Souffleur ist nicht auf seinem Posten, ich kann nicht weiterspielen.“ Ruhig ging er von der Bühne ab, der Vorhang mußte fallen, und als der Souffleur herbeigehafft worden war, begann das Stück von neuem. Heutzutage würde ein solcher Vorgang Anlaß zu einem gewaltigen Theaterstandal geben. Das damalige Publikum nahm dergleichen Zwischenfälle mit Gemütlichkeit hin.

Anfang August 1811 ging Ziffand auf eine größere Kunstreise, welche ihn zunächst nach Breslau führte. Wie überall, wo er die Bühne betrat, erweckte er auch hier den höchsten Enthusiasmus. Dennoch überschlich ihn eine trübe Stimmung, der er nicht Herr zu werden vermochte. So schrieb er am 9. August aus Breslau: „Möchte ich doch die tiefe Schwermut aus meiner Seele nehmen können, davon ich ganz erfüllt bin! Es ist nicht Lebensüberdruß, aber voller Überdruß am Lebensverkehr. Ich brauche nicht zu beten: «Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz!» — wohl aber: «Schaff' in mir, Gott, ein frohes Herz!»“

Obwohl von einem heftigen Natarrh geplagt, spielte er dennoch mit dem ganzen Aufwand seiner großen Kunst, und die Breslauer konnten sich an seinen Darstellungen nicht satt sehen.

Von allen Seiten durch Bitten bestürmt, ließ er sich bewegen, sein Gastspiel über die festgesetzte Zeit hinaus zu verlängern. Nun aber berief ihn eine andere Gastspielverpflichtung nach Frankfurt am Main, und um an dem bestimmten Tage dort einzutreffen, legte er die weite Reise ohne Unterbrechung zurück. Trotzdem kam er um einige Stunden zu spät dort an, um noch an demselben Abend auftreten zu können. Von der Reise erschöpft und noch immer vom Katarrh geplagt, ließ er sich weder durch die Bitten seiner ihn begleitenden Gattin noch durch die Vorstellungen seiner Freunde und die Warnungen des Arztes abhalten, am folgenden Abende zu spielen. Zwar hatte er versprochen, sich zu schonen; dennoch riß ihn das übervolle Haus und die Anwesenheit ausgezeichneter Kunstkenner hin, sein Bestes zu geben. Infolgedessen verschlimmerte sich der Husten, und dazu trat noch Heiserkeit. Iffland achtete dessen jedoch nicht, sondern fuhr am andern Tage nach Darmstadt, um dort noch am gleichen Tage aufzutreten. In einem Briefe schrieb er am 5. September von Frankfurt aus: „Gestern abend waren seit dem 4. August zwanzig Rollen gespielt und hundertundvierzig Meilen zurückgelegt.“ Über seinen Gesundheitszustand ging er mit leichten Worten hinweg.

So nahe seinem geliebten Mannheim, konnte er es sich nicht versagen, dort ebenfalls in mehreren Rollen aufzutreten. Auf der Rückreise nach Berlin erfreute er auch Braunschweig durch ein kurzes Gastspiel.

Zu jener Zeit war es, wo er seine so starke und gesunde Lunge ruinierte. Er litt an einem fesselnden Husten mit wiederholtem Blutausswurf; seine Heiserkeit war an sich nicht bedeutend, aber er beachtete sie zu wenig, und die Mittel, durch welche er das Übel zu bekämpfen suchte, waren nicht immer zweckmäßig.

In Berlin drang man von allen Seiten in ihn, sich zu schonen. Dennoch übernahm er sogleich wieder seine gewohnte



Thätigkeit. Als sein Husten wieder schlimmer wurde und ihm des Nachts den Schlaf raubte, und sein Arzt, Geheimrat Dr. Formey, ihn auf die möglichen Folgen seines Brustübels aufmerksam machte, glaubte er schon viel zu thun, wenn er des Morgens einige Stunden später an seine Geschäfte ging und nur zweimal in der Woche auftrat.

Er spielte leidenschaftlich gern. Die Stunden, wo er auf der Bühne stand, waren ihm die liebsten in seinen letzten Lebensjahren. Das Spielen griff ihn nicht an, er fühlte sich dabei wie in einem Zustande der Ruhe und aller geschäftlichen Sorgenlast entrückt. Seine Brust schien nicht darunter zu leiden; nie befiel ihn der Husten während des Spiels. Das Memorieren der Rollen wurde ihm leicht, sein glückliches, wohlgeübtes Gedächtnis ist ihm bis zuletzt treu geblieben. Stets befand er sich in heiterer Stimmung an Abenden, wo er die Bühne betreten hatte.

Auch in den Stunden, wo er sich schonte, rastete er nicht, sondern beschäftigte sich mit verschiedenen litterarischen Arbeiten, schrieb dramaturgische Aufsätze und auch ein neues Schauspiel.

Während seine körperlichen Leiden zunahmen, verfloß ihm das Jahr 1811.

Im nächsten Jahre betrat er noch mehrere Male die Bühne; zuletzt, im Oktober, gab er mit ausgezeichnete Laune die Rolle des armen Poeten in Kotzebues gleichnamigem Einakter.

Da sein Gesundheitszustand sich zu bessern schien, folgte er einer Einladung des Großherzogs von Baden zu einem Gastspiel in Karlsruhe. Dort war seit zwei Jahren ein Hoftheater errichtet worden. Man machte ihm einen ehrenvollen Antrag, die Leitung der neuen Bühne zu übernehmen. Die Stellung war eine ruhige, von der Arbeitsüberbürdung und den vielerlei Aufregungen in Berlin konnte hier keine Rede sein. Er hätte sich wieder erholen können; aber er hing mit seinem ganzen Herzen an Preußen und am Dienste seines Königs und lehnte das An-

erbieten ab; die Rücksichten auf seinen Gesundheitszustand waren ihm Nebensache.

Wie hätte Zffland an dem der badischen Hauptstadt so nahe benachbarten Mannheim vorüberreisen können, ohne dort vorzusprechen! Neunmal noch betrat er die Bühne, der er siebzehn Jahre angehört hatte. Nie mehr sollten die Mannheimer ihren Zffland bejubeln; nie sollte er den Vater Rhein wiedersehen.

Als er Ende Dezember nach Berlin zurückkehrte, war er sichtlich abgemagert, und sein Husten hatte in bedenklicher Weise zugenommen. Das Frühjahr 1813 brachte ihm statt der gehofften Erleichterung nur eine Verschlimmerung seines Gesundheitszustandes. Heftige Gemütsaufregungen thaten das übrige.

Nach Napoleons unglücklichem russischen Feldzuge rüsteten sich Preußen und Rußland gegen ihn zum Kriege. Der Rest der französischen Armee, der auf seiner Rückkehr von Rußlands Eisfeldern in Berlin geblieben war, hatte Anfang März von dort abziehen müssen, und ein französischer Versuch, von Magdeburg aus die preussische Hauptstadt zu überrumpeln, war bei Mückern blutig zurückgewiesen worden. Aber schon hatte Napoleon wieder eine neue, gewaltige Armee gesammelt, und mit dem Siege bei Großgörschen am 2. Mai schien sich ihm das alte Kriegsglück wieder zugewandt zu haben.

Für Zffland war die gefährvolle Lage des ihm so theuern Vaterlandes, der große Kampf, welcher bevorstand und der Deutschlands und besonders Preußens Schicksal entscheiden sollte, und vor allem seine treue Anhänglichkeit und Liebe zum König die Quelle beständiger Unruhe und sorgenvoller Erwartung, was sehr nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand wirkte. Schon längst war der Schlaf von ihm gewichen, und während der Nacht traten sogar Erstickungsanfälle ein, so daß der Kranke eiligst das Bett verlassen mußte. Dennoch ertrug er mit seltener Seelenkraft und ohne Murren diese harte Prüfung und verzweifelte nicht an der

Möglichkeit seiner Genesung. Unausgesetzt ging er sogar seinen Dienstangelegenheiten nach. Der König war schon im März nach Breslau gegangen und befand sich bei der Armee. Nach dem letzten Siege Napoleons war die Möglichkeit einer zweiten Franzosenherrschaft in Berlin nicht ausgeschlossen. Solchen Kämpfen und Aufregungen fühlte Zffland sich in seinem jetzigen Zustande nicht mehr gewachsen.

Im Mai verließ er die Hauptstadt und begab sich über Breslau nach dem Gebirgskurort Reinerz in der Grafschaft Glatz, um dort die ihm angerathene Molkenkur und die Heilquelle zu gebrauchen. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen. Zwar beunruhigten ihn die Begebenheiten der Zeit, und der Kriegsschauplatz war ihm in dichte Nähe gerückt, da die verbündeten Preußen und Russen nach der Schlacht bei Bautzen von Napoleon über Breslau gedrängt wurden; trotzdem gestaltete sich der Aufenthalt in Reinerz für den kranken Künstler zu einer Reihe herrlicher Tage.

Die reine Bergluft, das Erklimmen der Höhen, das seine zunehmenden Kräfte ihm gestatteten, die bezaubernde Gegend, das erhebende Gefühl der vorschreitenden Genesung erweckten die seligsten Empfindungen in ihm. Sein religiöser Sinn war noch reger geworden. Obgleich Protestant, besuchte er doch gern und andächtig die dortige katholische Kirche, wie er denn überhaupt das Feierliche dieses Gottesdienstes liebte. Auch der Umgang mit den Kurgästen, unter denen sich viele hochgebildete Männer befanden, gewann einen großen Reiz für ihn.

Gestärkt und wie neugeboren kam er nach Berlin zurück. Die Kriegsstürme schwiegen. Das Ende des geschlossenen Waffenstillstandes sollte der Anfang zu Napoleons Untergange werden, und kein französischer Soldat betrat mehr den Boden Berlins.

Mit dem ganzen Aufwand seiner hohen Kunst spielte Zffland den Wilhelm Tell und mehrere andere Rollen. Staunend

sah das Publikum den genesenen Künstler in der früheren gewohnten Frische.

Doch war es ihm leider weder vergönnt noch gegeben, die nötige Ruhe zu genießen, die zu seiner gänzlichen Wiederherstellung erforderlich gewesen wäre. Allzu früh übernahm er wieder die ganze Leitung des Theaters.

Mit der Rolle des Luther in der „Weihe der Kraft“ beschloß er am 5. Dezember 1813 seine eigentliche theatralische Laufbahn. Er fühlte sich wieder krank, und sein täglich sich verschlimmernder Zustand mahnte ihn ernstlich, an das Bestellen seines Hauses zu denken. Mit großer Ruhe ordnete er seine Geldangelegenheiten; mit Schmerz aber schied er von seinem Landhause im Tiergarten, welches er verkaufte, um eine Wohnung in der Stadt zu beziehen. Infolge seines bedenklichen Gesundheitszustandes erlitt seine Thätigkeit immer längere Unterbrechungen. Dennoch raffte er sich stets von neuem auf. Zur Ankunft der Kaiserin Elisabeth von Rußland (geborenen Prinzessin Luise Marie von Baden) am 23. Januar 1814 hatte er den Prolog „Liebe und Wille“ gedichtet, der die Verbrüderung Rußlands und Preußens feierte. Zffland selbst stellte darin Friedrich den Großen dar, die letzte Gestalt, welche er auf der Bühne verkörperte.



XII.

Das Stück geht zu Ende.

hoffnungsvoll richtete Zffland seinen Blick noch einmal auf Meinerz. Mit Beginn der wärmeren Jahreszeit reiste er dorthin ab. Seine Gattin, die ihn während seiner Krankheit mit treuester Hingebung und unermüdeter Sorgfalt gepflegt hatte, begleitete ihn. Die Reise war höchst mühevoll, und im Zustande